

(Nachdruck verboten.)

28]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Mexö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Die Kinder waren entzückt. Sie sollten da draußen in der blendenden Welt wohnen, in die man sonst nur bei sehr festlichen Gelegenheiten guckte, sollten sich dort tagtäglich herumtummeln und immer mitgenommenes Butterbrot im Grünen essen.

Acht Tage später zogen sie hinaus. Pelle war der Ansicht, daß ihre Mittel ihnen nicht erlaubten, Leute zum Umzug zu nehmen. Er ließ sich einen vierradrigen Ziehwagen, denselben, der Ellens Habseligkeiten vom Kapellenwege hierher gebracht hatte, und im Laufe vom Sonnabendabend und Sonntagmorgen fuhren er und Lasse Frederik die Sachen hinaus. Königin Therese war Ellen beim Einpacken behilflich. Mit der letzten Fuhr ging es Hals über Kopf, man mußte vor der Kirchzeit zur Stadt hinaus sein. Sie liefen halbwegs damit, Svend Trost war in einem Kübel oben auf der Fuhr untergebracht, Ellen mit der kleinen Anna folgten hinterdrein, und den Beschluß bildete die dicke Königin. Therese mit einigen Topfpflanzen, die sorgfältig behandelt werden mußten — es war ein ganzer Aufzug.

Der Tag verging unter fürchterlichem Herumwirtschaften. Es war erbärmlich reingemacht. Ellen und Therese mußten das Ganze noch einmal wieder vornehmen. Nun, darauf war man ja vorbereitet gewesen! Wenn man umzog, mußte man immer zwei Wohnungen reinmachen, die, die man verließ, und die, in die man hineinzog. Mit den Ausbesserungen war es auch nicht weit her, und auch daran war man ja gewöhnt, die Hauswirte waren sich auf der ganzen Welt gleich. Sich zu beklagen, konnte nur wenig nützen, jetzt war man einmal da, und der Kontrakt war unterschrieben. Pelle mußte selbst sehen, daß er allmählich etwas ausrichtete.

Gegen Abend war das Haus so weit in Ordnung, daß man darin schlafen konnte. „Heute tun wir nichts mehr,“ sagte Ellen, „man muß doch auch merken, daß Sonntag ist.“ Sie setzten Stühle vor die Gartentür und aßen draußen. Pelle hatte eine alte Tür über eine Tonne gelegt, das war der Tisch. Jedesmal, wenn Königin Therese sich mit den Ellenbogen auf den Tisch legte, drohte das Ganze umzukippen; und dann kreischte sie. Sie stammte aus einem Pfarrhause und sah nun da und wurde ganz wehmütig. „So habe ich nicht vor einer Gartentür gesessen und gesessen, seit ich als fünfzehnjährige Kange von Hause weglief,“ sagte sie und trocknete sich die Augen.

„Die Ärmste,“ sagte Ellen, als sie sie auf den Weg, der nach der Straßenbahn führte, gebracht hatte, sie hat sich wirklich was ausprobiert. Kein Mensch außer uns macht sich was aus ihr.“

„Ist sie wirklich eine Pfarrerstochter?“ fragte Pelle. „Frauenzimmer von ihrer Art geben sich immer für was Feines aus, das ins Unglück gekommen ist.“

„Rein, aber dies ist wirklich so. Sie lief von Hause weg, weil es da nicht zum Aushalten war, sie durfte nicht lachen, sondern sollte immer beten und an den lieben Gott denken. Ihre Eltern haben sie verflucht.“

Sie machten einen kleinen Spaziergang hinter den Hof, um den Abendhimmel zu sehen. Ellen redete drauf los, schon jetzt hatte sie tausend Pläne vor. Sie wollte viele Obststräucher pflanzen und einen Küchengarten anlegen. Viele Sühner und Kaninchen wollten sie haben. Und zum nächsten Sommer wollte sie frisches Gemüse ziehen, das in der Stadt verkauft werden konnte.

Pelle ging neben ihr und hörte mit halbem Ohr zu, während er in den weißglühenden Abendhimmel hineinstarrte, der mit seinen laufenden Feuerlinien einem fernem Steppenbrand gleichen konnte. Es herrschte eine glückliche Stille um ihn her und in ihm selbst; er war feierlich gestimmt und hatte ein Gefühl, als betrete er nach einer Abwesenheit von Jahren zum erstenmal das Land seiner Kindheit. Die schwarze Erde drückte so weich und bekannt unter den Füßen; es war wie eine Liebesjong, die Kräfte in ihm aufstiehen ließ und das Leben neu machte. Hier draußen — mit den Füßen in der schwarzen Erde — fühlte er sich unüberwindlich.

„Du bist so still,“ sagte Ellen und nahm seinen Arm, um neben ihm auf dem Erdwall zu gehen.

„Mir ist zumute, als habe ich Dich eben erst als Braut bekommen,“ sagte er und schlang die Arme stark um sie.

11.

Jeden Morgen kam Brun herein und sah sich nach dem Betrieb um, ehe er in die Bibliothek ging; er war sehr davon in Anspruch genommen, und sein Aussehen verjüngte sich. Immer drängte er und kam mit Vorschlägen. „Wenn Du Geld nötig hast, so sage es nur,“ sagte er. Er sehnte sich danach, die Wirkung dieses Neuen zu sehen und fragte fortwährend Pelle, ob er etwas bemerkte. Als er hörte, daß die Schuhwarenfabrikanten eine Versammlung abgehalten hatten, um Stellung gegen den Betrieb zu nehmen, lachte er und wollte, daß der Dampf noch erhöht werde, einerlei, was es kostete. Der alte Philosoph war ungeduldig wie ein Kind geworden; es war Inhalt in sein Greisendasein gekommen, und nun fürchtete er, daß er das Sonje nicht mehr erleben werde. „Du kannst Dir wirklich Zeit lassen,“ sagte er, „bedenke aber, ich bin alt und obendrein ein Schwächling.“ Er behandelte Pelle wie einen Sohn und sagte in der Regel Du zu ihm.

Pelle beeilte sich nicht. Es hing so viel davon ab, ob dies gelang, und er gab gespannt acht, es war ja, als sei er dazu ausersehen, die Zukunft auszufragen. Innerhalb der Bewegung verfolgte man sein Unternehmen mit Aufmerksamkeit, die Arbeiterblätter schrieben darüber und verhielten sich abwartend, die Ansichten waren dafür und dawider.

Er wollte gern eine gute Antwort geben und traf seine Verhaltensmaßregeln mit großer Sorgfalt. Die Arbeiter, die nicht in den Plan hineinkam, verabschiedete er. Das machte böses Blut, aber dabei war nichts zu tun. Er war überall zugegen, und wo er nicht selbst war, da war Lasse Frederik; der Junge hatte seine anderen Beschäftigungen aufgegeben, er half im Laden und machte Botengänge. Ellen wollte auch gern helfen. „Wir können ja ein Mädchen nehmen, dann lerne ich die Buchführung und schreibe an und besorge den Laden,“ sagte sie.

Aber das wollte Pelle nicht haben. Jetzt sollte es ein Ende haben mit ihrem Teilnehmen an der Versorgung, eine Frau gehörte zu ihren Kindern!

„Heutzutage nehmen die Frauen doch teil an aller Arbeit,“ wandte Ellen ein.

Ja, das sei einerlei, er habe nun seine eigene Ansicht über die Sache. Es genüge, was die Männer hervorbrächten. Sie sollten am Ende längs der Bürgersteige stehen und zusehen, während die Frauen die Arbeit verrichteten? Es mochte gern sein, daß das nicht freisinnig klang, das sei ihm gleich. Frauen gleichen holden Blumen, wie sehr man sie auch zu Gleichberechtigten des Mannes machen wollte. Sie verschließen die Freude, wenn sie fürs tägliche Brot arbeiten sollten, soviel hatte er auch gesehen.

Es wurde ihr schwer, untätig zuzusehen, während die beiden Männer sich so abarbeiteten, da warf sie sich denn auf den Garten. Sie säte Gemüse und pflanzte Kohl, die Beete lagen wie dicke Federkissen auf der Erde; aber wenn es ihr zufällig gedieh, war sie glücklich. Sie hatte sich ein Gartenbuch gekauft und zerbrach sich den Kopf damit, die verschiedenen Arten und ihre Behandlung herauszufinden. Nach Feierabend kam ihr Pelle zu Hilfe, und unter seiner Hand wuchs es. Ellen schmollte ein wenig darüber; sie machte es genau so wie er, aber es war gleichsam, als wenn die Pflanzen einen Unterschied machten. „Ich hab 'ne Bauernhand,“ sagte er lachend.

Am Sonntag ging es geschäftig her. Da war die ganze Familie im Garten, Lasse Frederik grub, Pelle beschnitt das verfallene Spalier um die Gartentür und Ellen band es auf. Die Kinder gingen herum und wollten überall helfen, vorläufig richteten sie noch hauptsächlich Schaden an. Jeden Augenblick machte eins von ihnen Unfuss, sie traten auf die Beete und rissen Pflanzen heraus. Sonderbar dumm waren sie, so rechte Stadtgören! Sie verstanden nicht einmal eine Warnung; Pelle begriff das nicht und war oft nahe daran, aus der Haut zu fahren.

Eines Tages, als die kleine Anna so treuherzig kam und ihm einen blühenden Apfelzweig zeigte, den sie abgerissen

hatte, wurde er zornig und packte sie hart beim Arm. Als er ihren verzerrten Ausdruck sah, mußte er an den Mann mit den wunderlichen Augen denken, der ihn in seiner Kindheit gelehrt hatte, mit den bloßen Händen zu hüten, und er schämte sich. Er nahm die Kleinen bei der Hand und ging mit ihnen im Garten umher und erzählte ihnen von den Bäumen und den Büschen, die lebendig waren, ebenso wie sie selbst, und dachte nur daran, es den Kindern so recht gemütlich zu machen. Die Zweige, das seien die Arme und Beine, und da könnten sie sich selbst wohl vorstellen, wie entsetzlich es sei, sie abzureißen. Schwester war ganz bleich und sagte nichts, aber Ewend Trost, der sich endlich entschlossen hatte, den Mund aufzumachen, und eine förmliche Plaudertasche geworden war, schwappte mit und streckte den Bauch vor wie ein Trommelschläger. Er war ein kleiner kräftiger Bursche, und Ellens Augen verfolgten ihn mit Stolz durch den ganzen Garten.

Es machte einen merkwürdigen Eindruck auf die beiden Kinder, zu wissen, daß alles lebendig war. Sie bewegten sich immer Hand in Hand umher und hielten sich vorsichtig in den Steigen. Rings umher brach die Erde auf, und sonderbare Wesen brachen daraus hervor, die Bohner hatten einen Kübel über dem Kopf, um ihn zu beschützen, und der Salat schob die gefalteten Hände vor sich in die Höhe, als wolle er um gutes Wetter bitten. Jeden Morgen, wenn sie ihre Ründe durch den Garten machten, waren neue Wesen aufgetaucht. „Schi, schi,“ rief Ewend Trost mit einer Stimme, die noch vom Speichel verschleiert war, und stieß mit dem rundlichen Bauch nach den Beeten; zu zeigen wagte er nicht. Sie standen in gebührender Entfernung und unterhielten einander von den neuen Merkwürdigkeiten, vornübergebeugt und die Hände auf dem Rücken versteckt, als seien sie bange, daß das Neue sie in die Finger heißen würde. Es geschah wohl, daß Ewend Trosts rundliches Patschhändchen sich auf eigene Faust aufmachte und zupacken wollte, aber er zog sie eilig zurück, als habe er sich verbrannt und sagte: „Au!“ Und dann stürzten die beiden Kinder in wilder Hast dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

5] Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Von Hans von Glümer,
Am Wedding.

Berlin N., 2. Januar 1909.

Vorgestern, am Silbestertage, verließ ich Nordhausen. Mit einer großen Flasche Schnaps und großen Hoffnungen. Nordhäuser und die norddeutsche vierte Wagenklasse passen zusammen. Berlin ist schön, betrunken gehen. Das ist mein Eindruck bis jetzt. Der Bruder holte mich vom Bahnhof Friedrichstraße. Er ist Berliner aus Neigung, Handlungsreisender und Erstgeborener. Das gibt seiner Art eine kühle, anständige Prägung. Die Schwägerin war hübscher als Braut. Sie hat slawisches Blut und sagt, das sei Rasse. Der Ehe sind zwei Mädchen entprossen, eins vorher, eins nachher. Ella ist acht und fast kein Kind mehr. Käthe zählt vier und weiß leider schon, daß sie schön, klug und adelig ist. Die Schwester der Schwägerin, neunzehnjährig, Schürzennäherin, neueste Mode tragend und die Nase etwas nach oben gestülpt, mit rötlichen Zähnen, viel mütterlicher als ihre Schwester, sehr anständig und trotzdem neunzehnjährig. Der Bruder der Schwägerinnen, ein frischer Bursch von achtzehn Jahren, Buchbinder, war auch schon auf der Walze, hat das Hungern gelernt und die Menschen von unten herauf gesehen. Er und die Kinder wissen angeblich nichts von mir. Kinder aber sind heillos herisch.

Der Silvester wurde ein Fest. Die erste lustige Nacht seit anderthalb Jahr. Eine Freundin der jungen Schwägerin Agnes, eine Siebzehnjährige aus der Nachbarschaft, schlant und geziert, kam zu Tisch, wo Fisch mit Fleischgabeln gegessen wurde und die Steifheit erst aufhörte, als Bier und Bierlognak die Geister zur freundlichen Fülle trieb. Man küßte sich um zwölf und trat auf den Balkon, wo ein frischer Schneewind die Lungen löste zum Neujahrsgruß, auf allen Treisenden und brüllenden Ballonen die Straße entlang. Die Familie ein Stückwerk tiefer, ein Kollege des Bruders aus der Papierbranche, hatte eine Bowle gerichtet. Da saßen wir noch stundenlang bei vielen Spielen, deren Pfänder immer Küsse sind. Ich umlagerte die Lippen der jungen Mädchen. Die Geister in mir waren toll und voll. Die Männer erzählten Schweinereien und Frauen und Kinder hörten zu. Ich brachte die junge Nachbarin nach Hause, bis sie schwer atmend sagte: nun ist's genug!

Mit Walter, dem jungen Schwager, lustwandelte ich um fünf in die Friedrichstadt, wo der Geist des neuen Jahres um Kinnstein und Laternenpfahl seiner Besoffenheit Luft machte.

Gestern waren wir in der Bierbrauerei, einem langweiligen

Bierlokal mit Militärmusik, wo ich viel trinken mußte, um in Stimmung zu kommen. Mein Zylinderklapphut machte einen erhebenden Eindruck auf die beiden jungen Mädchen. Auf dem Heimweg lodte der Bruder uns zu musikalischen Tönen noch in eine armselige Vorstadtneipe, seiner Frau zum Trost, die mit Rätchen nach Hause rannte. Es gab dann eine Szene.

5. Januar.

Wir wohnen im bürgerlichen Wedding, in einer neuen Straße mit hohen, hellen Häusern. Auf unserem Balkon im vierten Stock sieht man wie auf einer Miesmauer über dem Meer. Die Weltstadt ist das Meer und brandet an dieser Mauer. Hinter dem Hause ist freies Bauland bis zum Virchowkrankenhaus. Man kann hier nachts, vom Fenster der guten Stube, viel Himmel und Sterne sehen und jeden Traum ins Endlose gleiten lassen. Die gute Stube ist ein großer sauberer Raum mit vielen Büchern aus Claire von Glümers Nachlaß und einem neuen Schreibtisch, an dem ich nicht schreiben darf. Das Liegesofa ist meine Schlafstätte. Der Bruder ging vorgestern auf Tour und löste damit die Bettfrage. Nun schlafen die Schwägerinnen mit den Kindern in den Ehebetten in der Wohnstube. Walter hat ein Feldbett auf dem Korridor.

Tagsüber haue ich mit Schwägerin Anni allein. Sie ist interessant wie alle verlassenen Frauen. Ihr gelbes Gesicht hat keinen Hauch von Fräulichkeit. Sie hat Knochen und kein Herz. Sie ist gefallfreudig, vonstolz und schlampig. Bei den Vormittagseinkäufen schaut sie aus wie ein Weib aus stinkenden Gassen. Sie kennt die Kammergeheimnisse des ganzen Viertels, kann bis zum Mittagsschlage bei Nachbarinnen stehen und zwanzig Stunden arbeiten, ohne aufzusehen. Vor Weihnachten hat sie durch Heimarbeit wöchentlich bis hundert Mark verdient. Sie kann nächstelang lesen, aber schaurig muß es sein. Sie ist schlau bis zur Raffiniertheit, Erzählerin, keine Erzieherin, für sich anspruchslos, unfröhlich, aber gierig auf des Mannes Schwächen.

8. Januar.

Mit sieben Mark bin ich hergekommen, muß also auf Existenz schauen. Auch der Verwandtschaft und meiner Gefängnisdirektion zuliebe. Der Bruder hat gleich gesagt, daß sein Haus kein Asyl für Obdachlose ist. Aus dem Gefängnis bin ich nur auf Urlaub entlassen und erst in fünf Jahren ganz frei, wenn ich mir bis dahin „nichts zuschulden kommen lasse“. Die Vogelfreiheit ist zu nutzen. Die obligaten fünfzig Mark monatlich müssen nach wie vor zur Sparteasse, hat der Bruder befohlen.

Erster Versuch: Adressenschreiber. Beim Adressenverlag Robert Lehmer, Markgrafenstraße, persönlich Schriftprobe hinterlegt. Bis heute ohne Antwort. Bei Erfolg ist auf einen Taglohn von einer Mark fünfzig zu rechnen.

Zweiter Versuch: Vorleser. Ich habe im „Lokalanzeiger“ injeriert:

Schriftsteller

sucht Konnexion als Vorleser.
sub „Rezitalor“ Postamt 30.

Die Annonce hat keine Anfrage gebracht.

Dritter Versuch: Versicherungsagent. Die große Gesellschaft „Friedrich Wilhelm“ schreibt heute, daß ich sie mit Papieren besuchen soll. Mein einziges Papier ist der Gefängnisentlassungsschein.

Vierter Versuch: Schriftstellerei. Wer zu schwach zum Schreiben ist, soll das Fingern lernen. Erste größere Arbeit: Fünf Feuilletons über das moderne Gefängniswesen. Der Waldshuter „Altbote“ vervielfältigt sie mir kostenlos; den ersten Aufsatz als Muster und einen Prospekt, in dem ein gekheiteter Kollege sich als erbarungswürdig vorstellt. Da heißt es zum Schluß: „Auf ausdrücklichen Wunsch, gestützt auf Redaktionsgeheimnis, nenne ich meinen Namen. Im übrigen ist der Unterzeichnete für die Artikel verantwortlich und nimmt Bestellung und Geld entgegen.“ Schwager Walter soll unterzeichnen. Ich muß eine gute Stunde abpassen, meine schändliche Vergangenheit und sein Ehrenamt ihm verständlich zu machen. Das Angebot geht an zweihundert Zeitungen; zehn bis zwanzig Mark Honorar für fünf Aufsätze. Reagieren fünfunds zwanzig Prozent, erlöse ich 50 x 15 = 750 M. und bin Millionär.

30. Januar.

Es reagiert niemand. Ein armer Teufel soll nicht mit fünf- und zwanzig Prozent Mitleid rechnen. Nicht mit fünf pro Mille. Auf zweihundert Angebote: nichts! Kein Brief, nicht eine einzige gedruckte Ablehnung.

In der „Strazburger Post“ erschien vor zwei Wochen ein wenige Tage vorher geschriebenes Stimmungsbild „Modelfahrten in Schwarzwald. Von H. G.“, das 24,50 M. Honorar einbrachte, darunter 8 M. Zweitdruckhonorar von der „Konstanzer Zeitung“ und 10 M. vom „Donauessinger Tageblatt“, dessen Besitzer 7 M. mehr als gefordert, schickte und zu Berliner Verdichten ermunterte.

Eben kommt doch ein Auftrag: Der Schwarzwälder in Billingen nimmt die fünf Gefängnisfeuilletons für 10 M. Also fünf Zeitungsfreunde bis jetzt. Nur solche, die mich kennen.

Weit über Berg und Tal reisen die Gedanken. Ich denke an das Land meiner Leiden. Leidvoll und freudereich. Du liebes Land! Lieb und traut und schön, selbst dort, wo hohe scharfbewachte Mauern mein letztes Heim umschlossen.“ So steht in den „Modelfahrten“. Die Stimmung ist nicht fabriziert. Der Süden scheint besser. Berlin ist eine Dirne, die in der ersten Nacht schon ganz zu Willen war und seitdem nichts mehr bietet. Was ist hier? Anni lacht über meine Erfolge. Die beiden jungen Mädchen sind aus-

gestopfte Gänse. Die beiden Kinder sind Berliner. Auch abends muß man in der grenzenlosen Stadt gefangen bleiben. Die nächste Anlage mit Bäumen und freien Wegen ist der „Lausepark“, wo das Weddinggeständel auf Liebe und Raub ausgeht, von fünfzig Pfennig aufwärts.

1. Februar.

Heute ist ein großer Tag und Berlin wie ein Frühlingsland. Die „Straßburger Post“ brachte einen feinen Aufsatz von G. G. „In der Gefängnisschule“: Wie einer dort wieder Volksschüler wird und ein mit heißen Sinnen lernendes Kind, wie das Irdische sich freimacht in der tiefsten Stille und nur noch die Begeisterung zum Wissen kennt. Stedt nur die armen Dichter in Isolierzellen, damit ihre dunklen Träume Licht und Werk werden. Ich gebe den Aufsatz nicht gegen meine ganze Schande her. Zweimal im Leben, in der Göttinger Volksschule und in der Freiburger Gefängnisschule war diese Fülle in mir, die Begeisterung heißt und das Göttliche im Menschen ist.

Huffitenstraße, am 19. Februar.

Ein eigenes Zimmer — im „Verbrecherbierlei“, wie Schwägerin Anni sagt, mit der ich nicht länger haufen konnte. Bei Frau Schüttler, einer uralten Dame, ein großes Zimmer mit uralten Möbeln, vorn heraus, für 22 R.

Die polizeiliche Anmeldung heute war ein hartes Stück. Berlin ist groß und der Stadtbefehl gegen den pp. Klüner im „Berliner Lokalanzeiger“ vor Jahresfrist wird nicht vielen in Erinnerung sein. Zur Schwägerin sind damals nur ein paar Kriminalbeamte gekommen. Jetzt, als Besuch des Bruders, konnte ich die polizeiliche Anmeldung vorerst nicht umgehen. Der Astermieter aber muß. Im Polizeibureau der Huffitenstraße warteten nur zwei Männer, mit der ehrfürchtigen Miene, die der furchtlose Deutsche vor der preussischen Polizei zu üben pflegt. Mein Geldvermögen beschränkte sich auf die Erklärung: „Ich bin entlassener Strafgefangener und habe nur dieses Papier.“ Der Beamte nahm das Strafverbüßungszeugnis und setzte ein Protokoll auf, auch für das Duplikat meines Militärpapiers.

Die „Gefängnisschule“ brachte dem Entlassenen die erste Ehrung, seit er, ordinär gesagt, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen ist. Herr Teich, der Schulmann, hat bei der „Straßburger Post“ nach dem Verfasser geordnet und schreibt ihm namens der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung: „Der Artikel hat mich außerordentlich ergriffen und ich glaube, daß darin pädagogische Anregungen sind, die man weiteren Kreisen zugänglich machen sollte.“ Er möchte den Aufsatz in seinem Organ „Volksbildung“ bringen, die Spalte für übliche vier Mark, und hat den Abdruck in anderen pädagogischen Zeitungen angeregt, vorausgesetzt, daß ich damit einverstanden bin. Freilich, freilich, lieber Herr! Schleunigt habe ich den glückverheißenden Aufsatz allen erreichbaren Schul- und Lehrerbüchern angeboten, vorher schon badischen und anderen Tageszeitungen. Pöppen-Freiburg bringt ihn im nächstjährigen Schwarzwaldtalender.

(Fortsetzung folgt.)

Die Teuerung und die französische Revolution.

(Schluß.)

Natürlich fehlte es auch nicht an Bemühungen, die Löhne zu erhöhen. 1791 verlangten eine Anzahl Buchdrucker und Zimmerleute einen Tagelohn von 50 Sous, was nach heutigem Geldwert 6 Francs sein würden. Die Stadterverhaltung setzte daraufhin bei der Nationalversammlung jenes Dekret vom 14. Juni 1791 durch, das alle gewerkschaftlichen Bestrebungen verbot.

Es kam das Jahr 1792, und die Hungernot wollte nicht weichen. In Etampes wurde der Bürgermeister, der, wie es anderwärts auch geschah, die aufständigen Bauern standrechtlich erschießen ließ, mit Speichen getötet. Die Ernte fiel, außer für Gerste und Hafer, gut aus, und der Export war verboten. Aber wieder bildeten sich vor den Türen lange Reihen von Menschen, die ganze Nächte hindurch warteten und endlich doch abziehen mußten, ohne einen Pfennig Brot zu bekommen. Die Bedürfnisse des Krieges waren hinzugekommen, um den Mangel zu erhöhen. Eine Million der kräftigsten Männer stand im Felde, eine halbe Million Zugtiere wurden für den Krieg gebraucht und der Landwirtschaft fast ganz entzogen. Und zu alledem benutzten die Intendanten der republikanischen Heere ihre Stellungen zu schamloser Räuberei in Gestalt von Getreidespekulationen. Das Pfund Brot wurde selbst mit 7 Sous (28 Pf. nach damaligem Geldwert) bezahlt. Aber die Girondisten fanden es unverschämmt, daß die Arbeiter zu murren wagten und immer wieder eine Festsetzung des Brotpreises verlangten, und Herr Brissot schrieb, die Ruhestörer seien zwar vor der Erstürmung der Tuilerien (am 10. August 1792) wahre Revolutionäre gewesen („denn man mußte die Ruhe stören, um die Republik herbeizuführen“), aber heute seien die Ruhestörer nur Gegenrevolutionäre und Volksfeinde: „Denn das Volk ist heute Herr... Was hat es noch zu wünschen? Nur die Ruhe im Innern, weil nur die Ruhe dem Besitzenden seinen Besitz, dem Arbeiter seine Arbeit, dem Armen das tägliche Brot und jedermann den Genuß der Freiheit ermöglicht.“

So wurde das Verlangen nach dem Maximum, d. h. nach der

Festsetzung der Preise für die Hauptlebensmittel, eine der Hauptfragen in dem Kampfe zwischen Gironde und Bergpartei, der am 31. Mai 1793 zum Sturze der Gironde führte.

Als nach der Hinrichtung des Königs die erhoffte Besserung der wirtschaftlichen Lage natürlich nicht eintrat, bemächtigte sich der Volksmassen die ärgste Bergweilung. Zwar hatte die Pariser Kommune beim Konvent die nötigen Mittel durchgesetzt, um den Brotpreis auf 3 Sous halten zu können, aber man sah nur zu deutlich, daß die Spekulanten, von denen die Kommune das Mehl kaufen mußte, immer noch auf Kosten der Allgemeinheit riesige Geschäfte machten, und daß der billigere Brotpreis die Menge des Vorrats nicht vergrößerte. Es kam wieder zu Unruhen und Minderungen, wie z. B. am 25. Februar. Zufällig erschien am selben Tage, aber erst nach den Ausschreitungen, in Marats Blatt ein aggressiver Artikel, in dem geradezu gesagt wurde, „die Minderungen einiger Magazine, an deren Türen man die Spekulanten aufknüpfte, würde den Gaunereien rasch ein Ende bereiten“. Dieses Zusammentreffen wurde natürlich von den Reaktionären ausgeschlachtet, aber die Zeiten hatten sich geändert: Der Konvent erhöhte sogar die Summe für Kornaufkäufe von 4 auf 7 Millionen, um den Brotpreis auf 3 Sous zu halten. In Lyon z. B. kostete es dagegen 6 Sous, und das furchtbare Massenelend führte hier zu erbitterten Kämpfen. Aber auch in Paris wurde mit dem Voranschreiten des Winters die Beschaffung von Brot immer schwieriger, und die Kommune beschloß die Erhebung einer progressiven Einkommensteuer. Bis 1500 Livres (ein Livre gleich 2½ Francs nach heutigem Geldwert) war das Einkommen frei, auch für jedes weitere Familienmitglied weitere 1000 Livre. Das darüber hinausgehende „Ueberschüssige“ wurde mit 30 Livres für 2000, 50 für 3000 Livres usw. besteuert, bis hinauf zu 20000 für 50000 Livres. Dieser Aderlaß der ganz Reichen entfachte die Wut und den Widerstand der Gironde, zumal auch der Konvent am 20. Mai 1793 beschloß, auf ähnliche Weise eine Zwangsanleihe von einer Milliarde bei den Besitzenden aufzunehmen. Die Opposition der Gironde wurde ihr verhängnisvoll, das ausgehungerte Volk legte sie hinweg. Am 3. Juni hielt Marat im Jakobinerklub eine Rede, in der es hieß: Wir wollen, daß alle Bürger, die man als Sansculotten bezeichnet, in den Genuß des Glücks und des Wohlstandes gelangen. Wir wollen, daß dieser nütlichen Klasse von den Reichen gemäß ihren Kräften geholfen werde. Das Eigentum wollen wir nicht antasten. Aber welches Eigentum ist denn am heiligsten? Das der Existenz! Wir wollen, daß dieses Eigentum respektiert werde!

In seinem Dekret vom 22. Juni setzte der Konvent das „notwendige Einkommen“, das von der Anleihe frei bleiben sollte, auf 6000 Francs bei Junggeheilen und 10000 Francs bei Familienvorständen fest. Der Ueberschuß wurde progressiv besteuert bis zu 10 000 resp. 20 000 Francs. Darüber hinausgehende Einkommen wurden als „überschüssig“ ganz eingezogen. Am 3. September wurden diese Bestimmungen noch verschärft, nur 1000 Francs betrug das notwendige Einkommen der Junggeheilen. Dabei handelte es sich nicht etwa um eine dauernde Steuer, sondern um eine einmalige Anleihe, aber — die Reichen zahlten einfach nicht.

Inzwischen hatte sich die Lage der Bauern geändert. Sie hatten jetzt Land in Hülle und Fülle und bestellten es mit Lust und Liebe. Aber der ununterbrochene Krieg verschlang zubiel, und die Ernten waren schlecht, weil ganz Europa seit 1788 sehr kalte Winter und sonnenarme Sommer hatte. Der Saad Korn stieg von 50 Francs auf 150 im Mai 1793. Das Brot kostete in der Umgebung von Paris 6 Sous, im Süden des Landes sogar 12, und in Clermont wurden im Juni 18 Sous gezahlt, das sind mehr als 70 Pfennige nach damaligem Geldwert für das Pfund Brot. Die Pariser Kommune gab täglich bis zu 75 000 Francs aus, um den Wädern das Mehl für Dreipous-Brot zu verschaffen. Fleisch, das sonst 5 bis 6 Sous kostete, wurde mit 20 verkauft, Zucker mit 90 Sous. Aber alle Maßnahmen des Konvents und der Kommune halfen nichts. Am 27. Juni wurde die Pariser Börse geschlossen; die Spekulanten fanden sich doch zusammen. Saint-Justi befahl als Konventskommissär im Departement Bas-Rhin, die Häuser aller überführten Spekulanten niederzureißen; es half nichts. In Paris beschloßen einige Sektionen eine „patriotische Fastenzeit“ von sechs Wochen, in einer anderen Sektion verpflichteten sich die besser gestellten Bürger, weder Zucker noch Kaffee zu genießen, solange der Preis nicht sank und den minderbemittelten Brüdern gleichfalls diesen Genuß gestattete“. Im Februar 1794 beschloßen die Pariser Patrioten, den Fleischboikott. Aber so groß die moralische Wirkung all dieses Opferniums sein mochte, physisch half er nicht mehr, als das „Maximum“, das der Konvent am 3. Mai 1793 festgesetzt hatte. Dieses Dekret richtete sich gegen den Zwischenhandel und nommierte die Getreidepreise. Auf gewisse Uebertretungen stand die Todesstrafe. Am 4. September wurde der Preis des Zentners Weizen auf 14 Francs festgesetzt, am 29. wurden auch für Fleisch, Butter, Fische, Bier usw. Maximalpreise eingeführt. Sie waren für die notwendigen Bedürfnisse immer noch um ein Drittel höher als die im Jahre 1790 offiziell notierten Marktpreise. Und der Konvent war überdies ein zu bürgerliches Parlament, als daß er diese Maßnahmen nicht gleich hätte paralysieren sollen. Er beschloß zugleich die Festsetzung von Maximallöhnen, die um 50 Proz. höher sein sollten als die Löhne von 1790. Eine gewaltige Enquete zur Feststellung der Produktionskosten aller Waren wurde in Angriff genommen, die aber mit der Herrschaft der Bergpartei am 9. Thermidor ein jähes Ende fand. Im Dezember 1794 wurden dann auch die Maximalpreisdokumente aufgehoben, was den bekannten Sturz des Assignatenpreises nach sich zog. 100 Francs in Papier waren nur noch einige Sous wert. Da-

zu kamen die Assignatensälzungen Englands und der Emigranten, die außerdem mit allen Mitteln die Hungersnot in ihrem Vaterlande zu steigern suchten. Thiers, der liberal-reaktionäre Historiker der Revolution, zitiert aus diesen der Royalisten an ihre Agenten Stellen wie diese: „Sorgt dafür, daß die Preise aller Lebensmittel steigen. Weiset eure Kaufleute an, alle notwendigen Bedarfsartikel aufzukaufen...“

Die Vergeßlichkeit des Handels mit Lebensbedürfnissen, wie sie der Konvent zeitweilig erstrebte, scheiterte ebenso wie die weitergehenden halbkommunistischen Pläne gewisser Mitglieder der Pariser Kommune. Zu spät merkte man, daß der Verkauf der Nationalgüter eine neue und unbezwingliche Macht geschaffen hatte, die Klasse der Großpächter. Vergebens versuchte man, dieser Klasse mit dem Fallbeil an den Kragen zu gehen. Der Hydra wuchsen immer neue Köpfe. Aber die Revolution hatte bereits die Landwirtschaft umgewälzt. Der Bauer pflügte die Ländchen seiner ehemaligen Ausbeuter und rief seinen Ochsen zu: „Hüh, Preuß! Hüh, Oesterreich!“ Das Jahr 1794 brachte die erste gute Ernte wieder. Noch herrschte in den Städten großer Mangel, aber der Bauer sah sich satt, seit Jahrhunderten zum ersten Male, wie Kropotkin sagte. Und damit war die Grundlage für den beginnenden Wohlstand Frankreichs gegeben. Die Revolution hatte ihre historische Schuldigkeit getan.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Entgiftung der Bazillenträger. Die Häufigkeit von Infektionskrankheiten in bestimmten Bevölkerungs- und Häusergruppen veranlaßten vor einigen Jahren die Sanitätsbehörden zu eingehenden Untersuchungen nicht nur der Erkrankten, sondern auch der gesunden Personen ihrer Umgebung. Diese auf Veranlassung der Landesmedizinalbehörden in Südwestdeutschland systematisch durchgeführten Nachforschungen und umfangreichen bakteriologischen Untersuchungen aller Bewohner bestimmter Häusergruppen und Schulen führten zu dem Ergebnis, daß hin und wieder an Typhus Erkrankte auch nach ihrer völligen Genesung und nach Wiederaufnahme ihrer früheren Beschäftigung noch weiter Typhusbazillen beherbergen und ausscheiden, die für sie selbst ungefährlich bleiben, in ihrer Umgebung aber immer wieder neue Erkrankungen durch Ansteckung veranlassen.

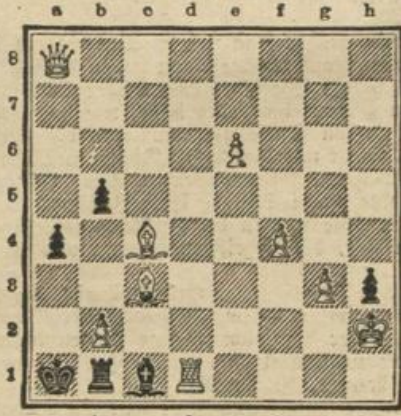
Auch bei einigen anderen Infektionskrankheiten zeigt es sich, daß bei wiedergenesenen Personen noch die Erreger der betreffenden Krankheit nachgewiesen werden konnten, so bei Diphtheritis und Genickstarre. Diese Entdeckung führte dazu, daß man diese sogenannten „Dauerausscheider“ oder „Bazillenträger“ in dauernde ärztliche Beobachtung nahm, für entsprechende Desinfektion sorgte, sie möglichst vom Vertriebe von Nahrungsmitteln, namentlich von Milch und Wadwaren fern hielt, und sie von Zeit zu Zeit auf Bazillen untersuchte. Meist wurde solchen Untersuchungen kein ernstlicher Widerstand entgegengesetzt. Aber es kam doch vor, daß die Betroffenen diese Untersuchungen satt bekamen und, um eine Beendigung der Untersuchungen zu erreichen, untergehobene Exkrete zur Untersuchung gaben und dadurch die Kontrolle fälschten. Bei manchen Bazillenträgern blieben diese Mikroben außerordentlich lange. Med.-Rat Dr. Froesch hat noch 4 Jahre nach überstandener Krankheit das Vorhandensein von Typhusbazillen bei einem solchen Bazillenträger konstatiert.

Auch bei Diphtheriebazillenträgern war es zuweilen nicht möglich durch Pinzelung und mit Heilserum die Bazillen vollständig abzutöten. Prof. Dr. Petruschky in Danzig hat deshalb im Einverständnis mit den betreffenden Patienten ihre aktive Immunisierung veranlaßt. Er tötete eine Kultur lebender Diphtheriebazillen durch mehrstündige Einwirkung von Chloroformdampf ab und verdünnte sie noch mit phenolhaltiger physiologischer Kochsalzlösung. Von dieser Flüssigkeit erhielten die Bazillenträger acht bis zehn Tage — selten länger — Einspritzungen unter die Haut, in steigender Stärke, wodurch vollständige Entseimung erreicht wurde. In Fällen, wo diese Einspritzungen unangenehm empfunden wurden, stellte Petruschky eine Aufschwemmung abgetöteter Diphtheriebazillen in einer Mischung von zwei Teilen Glycerin und einem Teil destillierten Wasser her, von der die Patienten jeden zweiten Tag zwei Tropfen in die Haut eingerieben erhielten. Hierdurch wurde nach einmonatiger Einreibung eine vollständige Bazillensfreiheit erreicht.

Bei Typhusbazillenträgern ist diese Befreiung schwieriger zu erreichen. Bei ihnen befinden sich die Bazillen gewöhnlich in dem Gallenblasengange, aber sie werden außerdem im Blut, im Kot und im Urin gefunden. Zu einem operativen Eingriff an der Gallenblase entschließt man sich gewöhnlich nur bei einer Gallenblasenentzündung. Aber es kommen doch Fälle vor, wo man bei einem Typhusbazillenträger auch zu einer Operation schreitet, z. B. bei einer Mutter, die schon eins ihrer Kinder durch den von ihr übertragenen Typhus verloren hatte und fürchten mußte, daß sie ihre übrigen Kinder auch infiziere. In solchen Fällen hält Oberarzt Dr. Debler in Frankenthal einen operativen Eingriff für angezeigt. In der „Münchener med. Wochenschrift“ beschreibt er vier solche von ihm ausgeführte Operationen. Diese mußten mit einer möglichst lange durchgeführten Drainage des Gallenblasenganges verbunden werden, hatten aber vollen Erfolg.

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.
Galizki.



8+ (8°L '2 :29xT '10T '1)

Schachnachrichten. In den leitenden Organen der Schachpresse befaßt man sich mit dem Unwillen, den Dr. Em. Lasker als Träger des Weltmeistertitels in seinen Schachspalten gegen die auf Anregung seines Rivalen Capablanca getroffene Bestimmung des amerikanischen Turniers 1913 äußert, laut der der erste Sieger als „Weltmeister“ proklamiert werden soll. Dr. Lasker glaubt, daß diese Bestimmung einen Eingriff in seine Rechte bedeutet. Da er aber mit Recht oder mit Unrecht (dies ist Nebensache) seinen Rivalen viel zu seltene Gelegenheit gibt, sich mit ihm zu messen, kann man es der Schachwelt nicht übel nehmen, daß sie den besten unter den wirklich kampflustigen modernen Matadoren zu ermitteln sucht. Dr. Lasker darf ja an der Konkurrenz teilnehmen und seine Vorkämpferkraft schachlich verteidigen. Hingegen dürfte es eine aussichtslose Sache sein, durch ein einfaches Veto die Schachgeschichte zum Stillstand zu bringen zu versuchen. Um die Pläne von Capablanca zu durchkreuzen, gibt es, wie wir glauben, für Dr. Lasker nur eine Kombination: so rasch als möglich einen Weltmeistertitelmatch mit A. Rubinstein wirklich zu spielen und zu siegen!... In Ermangelung dieses Schachzugs wird ihm, falls er am amerikanischen Turnier nicht teilnehmen sollte, nichts übrig bleiben, als sich mit dem Titel des unbesiegt „Weltmeisters der Vergangenheit“ zu begnügen, oder den neuen Weltmeister unter Akzeptierung seiner Bedingungen zum Match herauszufordern...

Bierspringerispiel.

Wilnaer Turnier.

D. Bernstein. A. Rubinstein.

- 1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sg8-c6; 3. Sb1-c3, Sg8-f6;
- 4. Lf1-b5 Sc8-d4

Mit dieser beachtenswerten Gambitvariante hat Rubinstein gegen die besten Meister Erfolge erzielt.

5. Lb5-c4

Leichmann empfiehlt: 5. Sxex5, worauf jedoch Schwarz mit 5...d7; 6. Sf3, SxL; 7. SxS, Dxe4; 8. De2, DxD; 9. KxD, Sd5; 10. Te1, Le7; 11. Kf1, Kd8; 12. Se5, Tf8; 13. c4, a6 etc. annähernd ausgleichend lönnen.

Am besten scheint uns 5. La4! (von Tarrasch gegen Rubinstein gespielt, jedoch von ihm selbst analytisch verworfen), 5. ... Lc5; 6. Sxex5, 0-0; 7. d3, d5; 8. Lf4 (in der erwähnten Partie L-A. geschah: 8. Lg5, c6; 9. Dd2, Te8; 10. f4, h6; 11. Lh4, Sxe4 etc.). 8. ... De7; 9. Dd2, de4 (9. ... Ld6; 10. Sf3); 10. 0-0, Ld6 (auf 10. ... ed3 oder auf 10. ... Lf5 folgt 11. Tae1, Tad8; 12. De1 etc.). 11. Se4, LxL; 12. DxL, b5; 13. Lxb5, Sxc2; 14. Tad1, ed3; 15. Tx3 etc. Weiß hat ein gutes Spiel.

Der Textzug ist von Dr. Tarrasch analytisch empfohlen worden.

5. ... Lf8-c5

Nicht ist 6. d3!, d6; 7. SxS etc. wohl am besten.

6. ... Dd8-e7

7. Se5-f3 d7-d5

8. Lc4xd5 Lc8-g4
In der Analyse von Dr. Tarrasch geschieht 8. ... c6; 9. SxS etc.

9. d2-d3
Bei 9. Lxb7? Tb8 wäre der Angriff von Schwarz um ein wichtiges Tempo stärker.

9. ... c7-c6

10. Ld5-b3 Sf6-d7

11. Lc1-g5! ...

11. ... De7-d6

Siehe Sam 11. ... SxSf; 12. gxf3, DxL; 13. fxg4, Df4 nebst Se5 in Betracht.

12. Sc3-b1

Um auf Se5 mit Sbd2 zu beden.

12. ... Dd6-g6

13. Lg5-e3 Lg4xf3

14. g2xf3 Dg6-g2

15. Ke1-d2 Sd4xf3

16. Kd2-c1 Ta8-d8

17. h2-h3

Für die schlechte Stellung hat Weiß wenigstens einen Bauer, den er zu beden sucht.

17. ... Lc5-e3f

18. f2xe3 Sd7-e5

19. Dd1-f1 Dg2-g5

20. Df1-e2 Sf3-d4

21. De2-d2 Sd4-f3

22. Dd2-e2

22. Df2?, Tx3.

23. ... Sf3-d4

23. De2-d2

23. Df2?, SxLf; 24. axb3

23. ... Sd4-f3

Remis.